

Büroh

Es kommt selten vor, dass die einflussreiche französische Satirezeitung «Le Canard enchaîné» (die angekettete Ente) einen Schweizer aufs Korn nimmt. Der Redaktion sei ein Dokument «in den Schnabel» gefallen, das beschreibt, wie der Besuch des Vermögensverwalters BlackRock im Elysée-Palast in Paris – immerhin der Sitz des französischen Präsidenten – abgelaufen sei. Es sei das erste Mal seit **Georges Pompidou**, dass ein französischer Präsident den roten Teppich für eine amerikanische Finanzfirma ausrolle. BlackRock-Gründer **Larry Fink** (Foto) und Vice-President **Philipp Hildebrand** versprechen sich laut dem als geheim klassifizierten Dokument «einzigartige» und «dynamische» Gespräche über die «Umbruchphase», in der sich Frankreich und Europa befinden würden. Neben **Emmanuel Macron** selbst «defilierten» weitere Minister vor den Vertretern der US-Hochfinanz. Der ganze Anlass, der Ende Oktober stattfand, soll laut «Le Canard enchaîné» einen ganzen Tag gedauert haben und den Charakter eines Gipfels gehabt haben.



Die UBS hat im neuen Jahr eine neue Kommunikationsform erfunden: das interne Memo. Statt den Umbau der Vermögensverwaltung unter **Iqbal Khan** und **Tom Naratil** (Foto) per Medienmitteilung zu erläutern, wurde das Manöver in einem als «streng vertraulich» betitelten Memo erklärt – das am Ende doch nicht so vertraulich war, denn die Bank streute es recht breit. Die Vorteile liegen auf der Hand: Während eine Medienmitteilung gerne mal schnell im Papierkorb landet, darf sich ein



mit «streng vertraulich» beschriebenes Dokument beim Empfänger grosser Aufmerksamkeit sicher sein. Man darf gespannt sein, auf was für kreative Einfälle die UBS bei der Kommunikation von Neuerungen als Nächstes kommt.

Am Donnerstag tritt **Georges Kern**, seit 2017 Chef und Mitbesitzer der Luxusuhrenmarke Breitling, vor dem Business Club Bern auf. Das Thema: Die Zukunft der Schweizer Uhrenindustrie am Beispiel von Breitling. Kern hat Breitling wieder stärker auf die thematischen Bereiche ausgerichtet, welche die Marke bekannt gemacht haben – und das klingt eigentlich schon fast ein bisschen esoterisch. Es geht um die Elemente: die Luft mit Fliegeruhren, die Erde mit Zeitmessern für den Alltag und das Wasser mit Taucheruhren. Nur das Feuer scheint nicht ganz in die Strategie zu passen.



Es droht ein Anstieg der Arbeitslosigkeit

Basel Der Arbeitsmarktexperte George Sheldon von der Universität Basel hat einen Frühindikator für die Arbeitslosenquote entwickelt, der die tatsächliche Entwicklung des Marktes in den vergangenen Jahren immer wieder zuverlässig vorweggenommen hat. Bleibt das so, dann droht am Schweizer Arbeitsmarkt nun ein Einstellungsstopp. Im Dezember hat der Frühindikator für die Arbeitslosenquote einen deutlichen Sprung nach oben gemacht, teilt Sheldon mit. Im November hatte er sich zum ersten Mal nach oben gedreht. «Die Trendwende, die sich im November angedeutet hatte, hat sich im Dezember also bestätigt», so Sheldon.

Bei unverändertem konjunkturellem Umfeld sei damit zu rechnen, dass die saisonbereinigte amtliche Arbeitslosenquote in rund fünf Monaten bei knapp 2,4 Prozent liegen wird, verglichen mit 2,3 Prozent heute. Verantwortlich für die sich anbahnende Trendwende ist laut dem Ökonomen ein Anstieg der Dauer der Arbeitslosigkeit. Das heisst: Für Arbeitslose wird es zunehmend schwierig, eine Stelle zu finden. Die Entlassungsgefahr bleibe weitgehend gleich. «Eine Konstellation, bestehend aus einer zunehmenden Stellensuchdauer gepaart mit einer unveränderten Entlassungsgefahr, deutet auf einen aktuell bestehenden Einstellungsstopp hin», interpretiert Sheldon. (laf)

Der Februarlohn bleibt vielversprechend: Banker-Boni in der Diskussion

Foto: Keystone



Warum Banker immer noch so viel verdienen

Die Saläre im Finanzsektor sind weniger stark gesunken als die Gewinne

Beat Schmid

Zürich In den Schweizer Banken werden in diesen Tagen die Bonuszahlungen ausgehandelt. Wie immer im Januar bestimmen die Chefs die Grösse des sogenannten Bonustopfs, jene Geldsumme, die als variabler Lohnanteil mit dem Februarlohn auf die Konten der Bankangestellten überwiesen wird. Es ist davon auszugehen, dass es bei den diesjährigen Bonusausschüttungen zu keinen grossen Überraschungen kommen wird. Bei der Credit Suisse könnte es ein leichtes Plus geben, bei der UBS ein leichtes Minus, dies jedenfalls ist die Einschätzung von Mitarbeitern, welche die Sonntagszeitung kontaktiert hat. Doch die Bonuspläne sind noch nicht im Detail erstellt, die Mitarbeiter auch noch nicht informiert.

Die Boni bewegen sich je nach Funktion und Kaderstufe in einem breiten Band von wenigen Tausend bis mehreren Millionen Franken. Sie können einen Monatslohn oder weniger betragen – oder ein Vielfaches davon. UBS-Chef Sergio Ermotti, der bestbezahlte Banker der Schweiz, erhält zum Grundgehalt von 2,5 Millionen Franken mehr als den dreifachen Betrag als Bonus obendrauf. Ein Gesprächspartner, der sich weit oben in der Hierarchie befindet, bezieht sein Grundgehalt auf 800 000 Franken und ein Mehrfaches davon als Bonus: «Mehrere Millionen also – lächerlich viel.»

Ein via Whatsapp angefragter Kadermann im Range eines

Managing Directors einer Grossbank sagt: «Die Löhne der Banker sind immer noch massiv zu hoch. Die Banken verdienen ihre Kapitalkosten nicht, vernichten also Wert, die Eigenkapitalrendite hat sich halbiert, die Dienstleistungen werden immer schlechter, aber die Gebühren sind gleichzeitig stark gestiegen, und die Kompensationen verharren auf zu hohem Niveau.»

«30 Prozent weniger wären für mich auch okay»

Sein Fazit nach vielen Jahren bei der Grossbank: Es macht Sinn, in einer Bank zu arbeiten, aber nicht in eine zu investieren, jedenfalls nicht in Europa. «Wir können es

einfach nicht, gerade im Investmentbanking», so der Kadermann, der sich jeden Tag in den Finanzmärkten bewegt – und der über sich selbst sagt, dass er mit seinen über 300 000 Franken pro Jahr auch zu viel verdiene. «30 Prozent weniger wären auch okay.» Doch das gehe nicht, weil dann sein Chef auch weniger verdienen würde und dessen Chefs auch.

Die Worte des Bankers mögen harsch sein, doch sie treffen einen Nerv. Seit Jahren sind die Erträge der Grossbanken rückläufig. Die Gewinne sind gegenüber den Zeiten vor der Finanzkrise um zwei Drittel gefallen. Im gleichen Umfang sind auch die Aktienkurse der beiden Grossbanken eingebrochen. Dagegen wurden die Lohnkosten nur um etwa ein Drittel gesenkt, teils durch Entlassungen, teils durch tiefere Löhne und Boni.

In den Jahren 2005 und 2006, also kurz bevor die Finanzkrise ausbrach, belief sich die Lohnsumme auf weniger als das Doppelte des Reingewinns bei UBS und Credit Suisse. Heute sind die Lohnkosten etwa viermal so hoch wie der Reingewinn der Banken. Wollten die Banken wieder gleich hohe Gewinnmargen wie vor 2007 erzielen, müssten sie die Löhne halbieren oder die Hälfte des Personals entlassen.

Dass Schweizer Banken ein hartnäckiges Kostenproblem haben, wurde auch im jüngsten Bankenbarometer der Beratungsfirma EY deutlich. Viele Bankmanager geben an – und das ist ein Novum in den zehn Jahren, seit EY die Befra-

gung durchführt –, künftig bei den Löhnen das Messer ansetzen zu wollen. Beinahe drei Viertel (71 Prozent) der befragten Institute sagen, dass die Saläre mittel- bis langfristig geringer ausfallen werden. «Margenerosion im Kerngeschäft, stagnierende Erträge und seit längerem weit unterdurchschnittliche Aktienkursentwicklungen – es gibt durchaus gute Gründe für sinkende Vergütungen im Banksektor», schreiben die Studienautoren.

Im Bankenwesen erinnert nichts an die Roaring Twenties

Eine Erholung des Geschäfts ist nicht in Sicht. Ein Drittel der Befragten rechnet kurz- und mittelfristig mit einem Rückgang ihrer Ergebnisse. Schuld daran sind vor allem die anhaltend tiefen Zinsen, die sich immer tiefer in die Erträge hineinfressen. Die Banker sind zunehmend ratlos, wie sie in Zukunft Geld verdienen sollen.

In den vergangenen Jahren erhöhten sie die Gebühren. Laut dem Landesindex für Konsumentenpreise sind allein die Kontoführungsgebühren seit 2016 um 8 Prozent gestiegen. Doch ewig lässt sich das nicht machen. Über 80 Prozent der Befragten glauben, dass Gebührenerhöhungen eine zeitlich beschränkte Massnahme sind. Mittel- und langfristig werde es angesichts der neuen Konkurrenz durch Fintechunternehmen immer schwieriger, überhaupt noch Gebühren zu verlangen. Nichts erinnert im Bankensektor derzeit an die Roaring Twenties, die vor 100 Jahren anbrachen.

UBS: Personalausgaben sind weniger stark gefallen

